

Staunen, sich wundern und erschrecken

Das meiste betet man einfach nach. Meistens ohne weiter nachzudenken. Sogar in der Philosophie. Wo es doch ganz anders sein sollte, sollte man denken. Da geht es doch darum, selber zu denken, nichts als selbstverständlich einfach hinzunehmen. Das erstaunt.

Das Staunen gilt als Ursprung des Philosophierens. Und wie selbstverständlich denkt man an ein gutes, schönes, idyllisches Erstaunen. Das Staunen als genuine Form des unsinnlichen Genießens. Man stellt sich gerne ein kleines Kind vor, das vielleicht zum ersten Mal einen Hund sieht. Eine Kuh wäre vielleicht doch zu groß? Also etwa einen kleinen, süßen Hund – vor einem großen könnte es sich ja fürchten –, der so lieblich aussieht wie ein Steiff-Tier-Hund. Und schon ruft es aus: „Da!“ und lacht erfreut. Das Staunen ist dann bald ein erhabenes Sich-Wundern über das Wunder, dass etwas so ist, wie es ist. Oder darüber, dass überhaupt etwas ist, und nicht vielmehr nichts, wie Leibniz es formulierte.

Oder man denkt an die Tochter, die mit 7 Monaten das erste Mal das Meer an der toskanischen Küste erblickt. Doch die kleinen, sanften Wellen waren ihr nicht geheuer. Dieses ewige Hin und Her am Rande der schier ins Unendliche gehenden bewegten Oberfläche, die in unergründliche Tiefen ging, waren ihr eher unheimlich. Sollte das philosophische Staunen womöglich damit zusammen hängen?

Ist es also wirklich das Staunen und Sich-Verwundern, mit dem die Philosophie beginnt? Und wenn ja, welches Staunen oder Sich-Wundern ist es?

Um das Ergebnis vorweg zu nehmen, so dass nur weiter lesen mag, wer es etwas genauer wissen will: es könnte sein, dass das genießende Staunen als Freude am Wunderbaren erst eine späte Form des philosophischen Staunens ist. Am Anfang stand vielleicht eher das Erschrecken, vor dem man flieht. Und zwar vor allem zu dem, was bleibt, was ewig besteht.

Da ist Klaus Heinrich (1927 – 2020). In seiner Vorlesung über *Religionsphilosophie*¹ kommt er darauf zu sprechen, dass spätestens seit Platon der „Anfang der Philosophie mit dem Begriff *thaumazein*, >Staunen<“ definiert wird. Und er bemerkt kritisch: „Es ist eine der

¹ Klaus Heinrich, *Religionsphilosophie. Dahlehmer Vorlesungen Band 4*, Frankfurt am Main 2000, S. 30f.

großen Verkehrungen der griechischen Philosophie, wenn dieses >Staunen< mit weltoffenem Augenaufschlag versehen, und, so wie in der Moderne, als ein >positives Verhalten< zur Welt ausgelegt wird, das es möglich mache, alles gläubig staunend auf- und hinzunehmen. Nein, dieses >Staunen< ist etwas Schreckliches und wird von Platon mit unangenehmen Empfindungen und verwirrenden Erfahrungen zusammengebracht: mit >Wehenschmerzen<, >Schwindelgefühl< und >Erstarren<.“

Heinrich beruft sich dazu etwa auf den Dialog *Theaitetos* von Platon. Dort erklärt Sokrates seine Art des philosophischen Gesprächs mit der Metapher der Hebammenkunst. Wie eine Hebamme Frauen bei der leiblichen Geburt hilft, so hilft er den Männern (Philosophieren ist für Sokrates/Platon reine Männerache) bei der seelischen Geburt ihrer Weisheit. Wohlgernekt, er selbst gebärt nicht, er unterstützt sie nur. Er zeugt nicht, sondern leistet Geburtshilfe. Geburt aber ist immer auch mit Schmerzen verbunden, dort mit leiblichen, hier mit seelischen.²

Vom Staunen ist hier allerdings nicht direkt die Rede.

Das erfolgt erst ein wenig später. Sokrates zitiert da einen berühmten Satz des Protagoras (ca. 481-411 v. Chr.): „*der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden, wie sie sind, der nichtseienden, wie sie nicht sind.*“³

² Platon, *Theaitetos* (übersetzt von Friedrich Schleiermacher), in: *Sämtliche Werke, Zweiter Band*, Heidelberg ..., S. 561-661, S. 574f (150 A – 151 D).

³ Dieser sog. Homo-Mensura-Satz (Mensch-Maß-Satz) wird meist verkürzt zitiert. Er ist ohnehin vieldeutig und kann schon verschieden übersetzt werden. Es handelt sich ja auch nur um ein aus dem nicht mehr bekannten Zusammenhang gerissenes Fragment. Meist wird er so wiedergegeben: *Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, dass sie sind, der nichtseienden, dass sie nicht sind.* Thomas Buchheim weist darauf hin, dass es nicht darum geht, dass sich der Mensch alles zuschneidet, wie er will. Das Maß ist vielmehr vorgegeben: er selbst, der Mensch. Das griechische *hos* kann übersetzt werden mit „dass“ und zugleich mit „inwiefern“. Der Mensch sei vielmehr der richtige „Resonanzboden“ für das, was ihm erscheint, um das, was in den Dingen liegt, zur Deutlichkeit gebracht werden kann, um angemessen darauf zu reagieren. Nur ein Mensch kann angemessen reagieren, während ein Tier unmittelbar reagiert auf das, was ihm begegnet. Der Mensch aber orientiert sich an dem, was die Sachen/Sachverhalte an sich selbst sind, nicht nur für das, was ihn interessiert. Ein Beispiel könnte das sog. Götterfragment des Protagoras nennen: bei den Göttern ist es so, dass wir weder wissen, dass sie sind, noch dass sie nicht sind, noch welche Gestalt sie haben. Die Erscheinung der Götter ist zu unklar und vor allem: das Leben des Menschen ist kurz, und deshalb können wir kein Maß sein und haben für die Götter, die ja unsterblich sind. Die Götter überschreiten eben das, wofür der Mensch das Maß sein kann.

(Vgl. Thomas Buchheim, *Geschichte der Philosophie I: Stationen und Paradigmen der antiken Philosophie*. Vorlesung im Sommersemester 2017 an der LMU München. Im Internet kann man die ansehen und – hören unter: <https://www.philosophie.uni->

Alles ist relativ, so könnte man das nach Sokrates/Paulus offenbar zusammen fassen. Nämlich relativ – bezogen - zunächst auf mich und dich und ihn usw. Wie mir etwas erscheint, so ist etwas eben für mich. Und für dich ist es so, wie es für dich erscheint. Usw. Und wir beide sind eben Menschen. Für den einen ist der Wind kalt, für den anderen eben nicht, vielleicht sogar eher war. Theaitetos hatte nämlich gesagt, Erkennen sei Wahrnehmen. Und wir nehmen die Dinge eben unterschiedlich war. Allerdings gibt es dann eben keine sichere, keine objektive Erkenntnis, nur eine relative, eine, die bezogen ist auf den jeweiligen Menschen, der etwas so oder so wahrnimmt.

So ist es auch mit großen und/oder kleinen Dingen. Je nachdem, mit wem oder was ich etwas vergleiche ist es eben groß oder klein, weil es eben größer oder kleiner ist, als etwas anderes. Und mit dem Alter ist es auch so. Oder mit einer Anzahl, etwa 6 Bohnen. Die sind einerseits mehr als 4 Bohnen, aber weniger als 12 Bohnen. Und so macht es Sokrates, wie er es immer macht, wenn er mit Leuten redet. Er führt sie an den Punkt, wo so verwirrt sind, sich nicht mehr auskennen, ihrer bisherigen Gewissheiten verlustig gehen. Hier läuft es darauf hinaus, dass nichts einfach es selber ist und bleibt, alles verändert sich, und sei es nur, weil es mit anderem verglichen wird. 6 Bohnen können also gleichsam zunehmen und abnehmen, ohne, dass sich an ihnen etwas ändert. Und so ruft Theaitetos aus: „Wahrlich, bei den Göttern, Sokrates, ich wundere mich ungemein, wie doch dieses wohl sein mag; ja bisweilen, wenn ich recht hineinsehe, schwindelt mir ordentlich.“⁴

Und jetzt kann ihn Sokrates belehren: „Mit diesem *pathos* [Leiden] des *thaumazein* [Staunen] fängt alle Philosophie an, deren Witz es gerade ist, sich nicht auf das einzulassen, was schwindelig und erstarren macht, sondern sich, so wie die Iris (der Regenbogen und die Götterbotin), eine Tochter des Thaumas, aus der verwirrenden Tiefe den Bogen zum Himmel schlägt, zur Sphäre der Ideen erhebt, die kein Mehr und kein Weniger kennen, sondern fest und unveränderlich sind.“⁵

Man ersieht, dass Philosophieren dann gerade bedeutet, aus dem Staunen im Sinne des Erschreckens und Schwindelns herauszufinden. Etwa, indem man zu dem Ewigen flieht, zu dem, was immer gleich bleibt, und das sind bei Platon die Ideen. Die Idee der Bohne bleibt sich immer gleich, auch wenn die einzelnen Bohnen sich ändern, so oder so, immer wieder anders sind oder erscheinen oder ganz verschwinden, spätestens, wenn sie gegessen werden.

muenchen.de/studium/vlvideos/buchheim_vl_sose17/index.html. Hier die Vorlesung vom 30.05.2017, ab 01.50. Letzter Aufruf 21.12.2020, 15.25 Uhr.)

⁴ Platon, aaO S. 582 (155 C).

⁵ So Klaus Heinrich dazu, in: ders., *Religionsphilosophie*, S. 31. Thaumas, ein Meeresgott, wird mit *thauma*, erstaunen, in Verbindung gebracht.

Als Bibelleser wird man beim Regenbogen an das Ende der Geschichte von der Sintflut denken. Er steht sowohl für den ausgestandenen Schrecken wie für die, freilich nur relative, Dauerhaftigkeit des heilvollen Zustands: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ (Gen 8,22) Zwar geht es da um Wandel, aber um wiederkehrenden Wandel, insofern um eine Art fast ewigen Kreislaufs.

Dass das keineswegs harmlose oder gar freudige Staunen nach Platon mit Schwindel zu tun hat, griff kürzlich Anton Friedrich Koch (geb. 1952) auf, wiederum in einer Vorlesung, im Sommersemester 2020, die unter Corona-Bedingungen stattgefunden hatte. Das heißt, Koch stellte die >Vorlesungen< nur schriftlich ins Internet. Und diese Texte (mit Fragen an die Leser*innen und Kochs Antworten) sind von ihm freundlicherweise nachzulesen unter der Überschrift *Stationen der Philosophiegeschichte*.⁶

In der letzten, der 13. Vorlesung vom 30. Juli 2020⁷, kommt Koch auf das philosophische Staunen zu sprechen. Bevor er auf Platon kommt, zitiert er allerdings dessen Schüler Aristoteles. Der begann seine *Metaphysik*⁸ mit der einschlägigen These: „Alle Menschen streben von Natur nach Wissen.“⁹ Ein Indiz sei die Wahrnehmung überhaupt, besonders aber das Sehen. Der Mensch schaut gerne, freut sich an dem, was er sieht. Dieses Sehen zielt – das ist ja der Witz der ursprünglichen Philosophie – auf Weisheit. Und die kann man nicht mit den körperlichen Augen sehen, sondern nur mit dem Geist: Theorie heißt ja wörtlich „Schau“. Und so geht der menschliche Wissensdrang immer weiter bis zu den letzten oder ersten Ursachen, und von da weiter zum höchsten Zweck, den es überhaupt gibt, und das ist das Gute für jeden Einzelnen, sprich sein Glück.

⁶ Unter: https://www.uni-heidelberg.de/md/philsem/personal/a_koch_2020_philgesch.pdf. Letzter Aufruf

Samstag, 19.12.2020, 14.37 Uhr.

⁷ Koch, *Stationen der Philosophiegeschichte*, S. 157ff.

⁸ „Metaphysik“ heißt diese Schrift und damit diese philosophische Wissenschaft des Aristoteles zunächst nur, weil sie *nach* (griechisch: meta) der Physik kommt. Später aber meint Metaphysik die Lehre von den ersten Prinzipien überhaupt; es ging dann um Ontologie (Lehre vom Seienden als Seiendes), aber auch um Theologie.

⁹ Aristoteles, *Metaphysik* A 1, 980a21-24. Ich zitiere, anders als Koch, nach der Übersetzung von Hermann Bonitz, bearbeitet von Horst Seidl, aus der Ausgabe in sechs Bänden, Band 5, Lizenzausgabe in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt)Hamburg 1995, S. 1.

Und dann setzt Aristoteles noch einmal neu an und erinnert daran: „Denn Verwunderung war den Menschen jetzt wie vormals der Anfang des Philosophierens, indem sie sich anfangs über das nächstliegende Unerklärte verwunderten, dann allmählich fortschritten und auch über Größeres Fragen aufwarfen, z. B. über die Erscheinungen an dem Mond und der Sonne und den Gestirnen und über die Entstehung des Alls. Wer sich aber über eine Sache fragt und verwundert, der glaubt sie nicht zu kennen. [...] Wenn sie daher philosophierten, um der Unwissenheit zu entgehen, so suchten sie das Erkennen offenbar des Wissens wegen, nicht um irgendeines Nutzens willen.“¹⁰

Verwundern, Staunen ist hier also nicht einfach ein kindliches Sich-Freuen an dem, was man sieht, sondern nur das Motiv, um wissen zu wollen, zu verstehen, zu erkennen, zu erklären, was es damit auf sich hat. Aber davon sieht A. F. Koch hier ab. Ihm geht es, wenn man es selbstbezüglich formulieren will, darum, sich über diesen Ursprungsmythos der Philosophie, dass die im Verwundern, im Staunen gründet, ihrerseits zu wundern und zu staunen:

„Freudevolles Schauen, verwundertes Staunen und erkenntnisfrohes Wissen-Wollen bilden also, wie es scheint, die ruhige und noble Motivationsgrundlage für die Philosophie oder Wissenschaft der Weisheit oder Metaphysik. Beim ersten Hinsehen mag es scheinen, als dürften wir hier ein Idyll, Eidyllion, assoziieren, ein Genrebild aus Arkadien, aus dem Arkadien des Menschseins. Unsere leiblichen Bedürfnisse sind gestillt, des Tages wenige Arbeit ist getan, nun schauen wir in feierabendlicher Seinsfreude auf das, was sonst noch der Fall ist, staunen über das Sein all dieses Seienden und unser eigenes und fragen, die Erkenntnis wertschätzend, nach seinen Prinzipien und Ursachen. Als wäre die σοφία der allerschönste Zeitvertreib.“¹¹

Gegen diese Idylle, so Koch, spricht aber schon, was Platon im *Theiatetos* andeutet (siehe oben): dass ihm schwindlig werde vor lauter Staunen. Und so fragt Koch, wann uns im Allgemeinen schwindlig wird. Nämlich dann – wie er mit Sartre und Kierkegaard zu bedenken gibt – wenn der Mensch die körperliche Angst seiner abgrundigen Freiheit erfährt. Schwindlig wird mir, wenn ich an einem Abgrund stehe und mich unwillkürlich frage, ob ich nicht springen soll, obwohl ich eigentlich leben will, oder nicht? „Wenn so das Schauen [in den Abgrund] ins Stauben und das Staunen ins Schwindeln übergeht, in körperliche Angst vor

¹⁰ Aristoteles, aaO S. 6 A 2 982 b 12ff.

¹¹ Koch, *Stationen der Philosophiegeschichte*, S. 157.

meiner Freiheit, hört die reine Daseinsfreude auf, sofern sie je bestand, und wird getrübt oder untergraben.“¹²

Neben diesem „Schwindel als Angst vor der Freiheit und der mit ihr verbundenen Zweideutigkeit des Wollens: zu sein oder nicht zu sein“¹³ gibt es aber auch die Natur selbst.

Die Natur, so Koch, ist abgründig und zweideutig wie die Freiheit. Sie ist auch Arkadien, diese schöne Hirtenlandschaft auf dem Peloponnes, die sprichwörtlich wurde. Doch Arkadien ist selbst zweideutig, so paradiesisch wie vom Tode gezeichnet.¹⁴ „In beiden Bereichen [der Freiheit und der Natur] liegen das Gute und das Schlimme, das Schöne und das Hässliche, das Wahre und das Inkohärente, nah beisammen. Beide haben ihr Freundliches, und beide zeigen sich durchgängig auch von ihrer feindlichen Seite, die Natur als Fressen und Gefressen-Werden, Hitze und Frost, Flut und Dürre, Siechtum und Tod, die Freiheit als Betrug und Raub, Folter und Mord, moralische Terreur und zuletzt als Errichtung von Todes- und Vernichtungslagern.“¹⁵

Koch zitiert nebenbei auch das Ende der Sintflutgeschichte, wenn auch ohne den Regenbogen zu erwähnen. Vielleicht auch deshalb, weil diese so positiv klingende Verheißung – ein Versprechen Gottes – durchaus zweideutig bleibt: irgendwann wird eben auch dies aufhören, der Wechsel von Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Ja, mehr noch: es gibt ja immer noch den Wechsel von „Flut und Dürre“, wenn auch – noch? – nicht die ganze Erde betreffend.

Im Unterschied zu Platon und Aristoteles, so scheint Koch zeigen zu wollen, gibt es auch in der Philosophie (auch als Metaphysik, als Ontologie) kein Entkommen aus der Zweideutigkeit. Und so bleibt das

¹² Koch, *Stationen der Philosophiegeschichte*, S. 157f.

¹³ Koch, *Stationen der Philosophiegeschichte*, S. 158. Zitiert Koch hier absichtlich oder unabsichtlich wiederum den Mensch-Maß-Spruch des Protagoras? Dann wäre es hier der Mensch selbst, der maßlos wäre, wie die Götter, wenn auch auf andere Weise. Der Mensch wäre und hätte auch für sich selbst kein Maß, sondern maßlos. Er wüsste nicht, wer er ist. Und womöglich nicht einmal, ob er wirklich sei?

¹⁴ Goethe untertitelte seine *Italienische Reise* mit „Auch ich in Arkadien!“. Aus Griechenland ist freilich Italien geworden. Es handelt sich um die deutsche Fassung eines lateinischen Wortes, dessen Ursprung unbekannt ist. *Et in Arcadia ego* ist selbst zweideutig, wie Koch wohl im Anschluss an Goethe und den Kommentar bemerkt. Bilder, die dieses Motto veranschaulichen zeigen: entweder das Ich, das in Arkadien ist, ist der Tod; oder auch der Mensch, der in Arkadien lebte, ist gestorben. Vgl. J.W.v. Goethe, *Italienische Reise*. In: ders., Werke. Hamburger Ausgabe in 14. Bänden, Band 11: Autobiographische Schriften III. Textkritisch durchgesehen von Erich Trunz. Kommentiert von Herbert von Einem, München 1982, S. 7 und S. 582f.

¹⁵ Koch, *Stationen der Philosophiegeschichte*, S. 158.

Staunen und Wundern immer auch ein Erschrecken. Der Tod regiert sowohl in der Natur wie im Intelligiblen, d.h. in der Freiheit und im Denken.

Es gibt auch im Philosophieren, im Denken, im Geiste, so würde ich Koch verstehen, keinen Ausweg aus den Kümmernissen des Daseins. Insofern ist die Philosophie als Liebe zur Weisheit, die nach dem Ewigen strebt, zum Scheitern verurteilt, auch wenn man (und insbesondere och selbst, wie er bekennt) nicht anders kann, als es trotzdem weiter zu versuchen. Wir leiden „strukturell am Leben und Denken“¹⁶.

Während bei Klaus Heinrich das Philosophieren mit dem Schrecken eher beginnt, als mit dem glücklichen Staunen folgt bei Anton Friedrich Koch der Schrecken dem Staunen nur allzu schnell nach.

„Die erste, auslösende metaphysische Erfahrung mag tatsächlich ein Staunen sein, das uns früh überfällt, wenn uns im Spracherwerb wie aus dem Nichts die Welt aufgeht, und das einige sich bis ins Erwachsenenalter bewahren, die dann anfangen, sich in Dichtung, Musik, bildende Kunst und nicht zuletzt in professionellem Philosophieren am Rätsel der Welt und des Bewusstseins abzuarbeiten. Aber das reine Staunen wird schnell überlagert von anderen metaphysischen Erfahrungen, so etwa vom Gefühl fehlender Authentizität im menschlichen Tun und Treiben, der Ahnung, unsere routinierte Ratlosigkeit müsse durch und durch Verdrängung sein. [...] Wollte man sich in die Pose des Analytikers¹⁷ werfen, so könnte man Platon eine verräterische Fehlleistung attestieren wollen, wenn er Theaitetos über die philosophischen Dinge nicht nur staunen, sondern auch in Schwindel geraten lässt. [...] Im Schwindel steht alles auf dem Spiel, das ganze Leben, das natürlich und das logische. [...] Wie auch immer, das Staunen mag in die Metaphysik hineinführen, aber wenn nicht auch der Schwindel oder vielmehr das Bewusstsein des logisch-moralischen und des biologisch-natürlichen menschlichen Unglücks hinzukommt, macht die Metaphysik vor sich selber halt und kommt nicht zu ihrer Sache, nicht zu ihrem Problem, ganz zu schweigen von dessen Lösung. [...]“

Lust an der Erkenntnis mag uns ins Philosophieren hineinführen, aber die blanke Not der conditio humana [die Umstände des Menschseins] hält uns, und zwar ergebnislos seit zweieinhalbtausend Jahren, darin fest.“

Und es ist schon verblüffend und beeindruckend, wenn ein Philosoph vom Range Kochs schreibt: „Die imposanten, großartigen Einsichten der

¹⁶ Koch, *Stationen der Philosophiegeschichte*, S. 164.

¹⁷ Wie Klaus Heinrich, der Freud stark berücksichtigt?

philosophischen Theoriebildung seit Parmenides bis heute, gehen am Lern der Problematik allesamt vorbei. In diesem Sinne gilt, dass ein Gott oder Dämon oder die Sache selbst des Seins und des Menschen »die Weisheit der Welt zur Torheit gemacht hat« und weiter dazu machen wird (1 Kor 1,20). Dennoch werden wir nicht aufhören zu philosophieren.“¹⁸

Dass Koch Paulus zitiert ist kein Zufall, widmet er sich doch in seiner letzten Veröffentlichung dem Verhältnis von *Philosophie und Religion*.¹⁹

Dazu ein andermal vielleicht mehr.

Ich schließe mit der letzten Pointe Kochs: gerade weil die Philosophie, gerade als Metaphysik, uns immer heilloser in Schwierigkeiten verstrickt, mag sie uns heilsam offenhalten für Erfahrungen, die darüber hinausgehen. In solchen Erfahrungen scheint wiederum genau das möglich zu sein, was die Philosophie prinzipiell nicht erreichen kann, der Überstieg aus dem Endlichen und Vergänglichen ins Ewige. Jedenfalls zitiert Koch Marcel Prousts Erfahrung, wie er sie im letzten Band seines großen Romans schildert²⁰, als ihn ein unerhörtes Glücksgefühl durchströmt, weil ihn die unwillkürliche Erinnerung der Vergänglichkeit der Zeit enthebt, die Wechselfällen des Lebens ihm gleichgültig werden, die verlorene Zeit wiedergefunden und dem Tod die Macht genommen ist.²¹

Eine weiterführende Frage wäre, wie sich diese Erfahrung zu religiösen Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode verhält. Insbesondere um derer willen, die keinen späten, sanften, schönen Tod sterben, widmet sich Koch der Frage, inwiefern Gott denkbar sei.

Eine andere Frage stellt sich, wenn man bei Proust nachliest, was er über sein Erstaunen und seinen Schwindel am Ende seines Werkes schreibt. Doch auch dazu vielleicht ein anderes Mal.

Bad Aibling, 21.12.2020

Klaus Wagner-Labitzke

¹⁸ Koch, *Stationen der Philosophiegeschichte*, S. 164.

¹⁹ A.F. Koch, *Philosophie und Religion*, Stuttgart 2020.

²⁰ Freilich gehört dieser Text zu den schon sehr früh geschriebenen, auch wenn er am Ende zu stehen kommt.

²¹ Koch zitiert nach der Übersetzung von Eva Rechel-Mertens: Marcel Proust, *Die wiedergefundene Zeit. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Frankfurt am Main 1984, S. 262-266.